

vermitteln, dass es gemeinsame Prinzipien und gemeinsame Grundlagen für eine universelle Kultur des Helfens gebe, da Neurobiologie, Genetik und Evolutionsbiologie gezeigt hätten, dass Natur und Kultur »nicht so weit auseinander sind, wie man früher vielleicht vermuten konnte und durfte«. (120) Soziobiologie sei zwar nicht mit Ethik zu verwechseln, könne aber zeigen, dass sich Altruismus eher lohne als Egoismus. Gegenseitige Hilfe und Aufopferung im Nahbereich des Familienverbandes sei natürlicherweise ein Selektionsvorteil im Kampf ums Dasein, für den Fernbereich wird der Vorteil von »friedlichem Sozialverhalten unter Nicht-Verwandten« mit Hilfe der Spieltheorie bewiesen. (124) Kultur und Religion seien beide nur »verschiedene Ausformungen vergleichbarer Anlagen« (124). Dem überforderten deutschen Sozialstaat rät er, sich weniger an christlicher Nächstenliebe, als vielmehr am Tier zu orientieren, dessen Verhaltensweisen auf »reziprokem Altruismus« beruhen. Er beklagt zum Schluss allerdings zurecht, dass die soziale Kompetenz des Einzelnen für die Not und Krankheit des Nächsten durch die Entwicklung des Sozialstaats abnehme, da soziale Dienste Fachleuten überlassen werden.

Insgesamt wird der Leser von DR 2-4 mit vielen Praxisbeispielen und einzelnen Informationen im interreligiösen »Dschungel« verwirrt und allein gelassen. Ob es zu einem gemeinsamen Ethos der Wohlfahrt kommen kann, muss nach der Lektüre von DR 2-4 eher bezweifelt werden.

Beate Beckmann-Zöller / Oberhaching

Lutz, Jessie Gregory

Opening China. Karl F. A. Gützlaff and Sino-Western Relations, 1827-1852 (Studies in the History of Christianity Missions Series)

William Eerdmans Publishing, Grand Rapids / Cambridge, U.K. 2008, XIX+364 S.

Karl Friedrich August Gützlaff (1803-1851) steht mit Robert Morrison am Anfang der protestantischen Missionsbemühungen in China zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die bis zur Vertreibung der ausländischen Missionare nach der Gründung der VR China 150 Jahre umfasst, nimmt man die Zeit der »legalen« Mission als Maßstab, dann sind es gerade mal 100 Jahre. Gützlaffs Leben und missionarisches Wirken waren zu Lebzeiten und danach sehr umstritten. Auch wenn er sich vornehmlich als Missionar verstand, so war er daneben als Dolmetscher, als Agent im Opiumhandel, als Beamter der englischen Kolonialverwaltung und als Kulturvermittler tätig. Die komplexe Persönlichkeit, die Karl Gützlaff ohne Zweifel war, zeigt sich z.B. auch darin, dass er neben seinem eigentlichen Familiennamen auch unter anderen Namen wie Charles Gutzlaff, Philosinensis,

Gaihan aufgetreten ist. Wie zwielichtig Gützlaff seinen Zeitgenossen erschien, zeigt sich in der Charakterisierung seiner Tätigkeit, von der gesagt wird, dass er auf der Steuerbordseite des Schiffes Bibeln verteilte und auf der Backbordseite Opium. Diese Charakterisierung seiner Tätigkeiten ist sicher eher eine Karikatur, aber sie weist daraufhin, dass die Verquickung von verschiedenen Tätigkeiten wie die als Dolmetscher für die Kolonialverwaltung und die sie gleichzeitig begleitende Tätigkeit als Missionar in den Augen der Chinesen die enge Verbindung von Kolonialismus und Mission symbolisierte. In mancher Hinsicht kann man Gützlaff als den Prototypen der symbiotischen Verbindung von wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen mit missionarischer Tätigkeit sehen. Liest man z.B. die Berichte, die Gützlaff über seine Beteiligung an der Erkundung der chinesischen Hafenstädte an Bord eines englischen Kriegsschiffes geschrieben hat, kann man seinen Beitrag nur als Spionage für die britischen Kolonialherren bezeichnen. Es steht außer Frage, dass die missionarische Tätigkeit von Gützlaff – eingeschränkt gilt dies wohl auch für viele andere protestantische Missionare – in nicht unerheblichem Maße durch Erlöse aus dem Opiumhandel finanziert wurde. Gützlaff selber bezeichnete den Gebrauch von Opium zwar als Laster, sah aber andererseits keine Möglichkeit, seine missionarischen Tätigkeiten ohne die Erlöse aus dem Opiumhandel zu finanzieren und auf die finanzielle Unterstützung durch Opiumhändler zu verzichten. Gützlaff war ein äußerst produktiver und aktiver Mensch, Beamter und Missionar, Bibelübersetzer, Traktatenschreiber und vieles andere mehr. Die Ergebnisse seiner literarischen Tätigkeit wurden in einer Vielzahl von Sprachen veröffentlicht, in Englisch, Deutsch, Holländisch, Chinesisch, chinesisches Dialekten, Thai, Koreanisch und Japanisch. Gützlaff schrieb religiöse Traktate, übersetzte die Heilige Schrift ins Chinesische, aber auch ins Japanische und Malaiische, verfasste linguistische, geographische, historische, wirtschaftliche und politische Abhandlungen – kurz, er war auf vielen Gebieten tätig. Welche Qualität diese literarischen Erzeugnisse hatten und ob und wie sie der Wahrheit entsprachen, ist nicht leicht zu entscheiden. Gützlaff war jedenfalls sehr erfolgreich mit seinen Missionszeitschriften in verschiedenen europäischen Sprachen, in denen er seine Reisen und Missionsanstrengungen sehr lebendig beschrieb und dadurch viele für China und die Mission begeistern konnte.

J.G.LUTZ gibt in ihrer Studie über das Leben, Wirken und die Nachwirkung des Lebenswerks von Gützlaff eine ausführliche Beschreibung der zahlreichen Veröffentlichungen in Büchern und Zeitschriften, die er zur Geschichte, Geographie, zum politischen System, zu den Religionen, zum gesellschaftlichen Leben und vor allem zur Mission

in China veröffentlicht hat. Dabei weist sie darauf hin, dass Gützlaff kein Wissenschaftler, aber ein guter Beobachter war, der sehr schnell und viel geschrieben hat, worunter die Qualität seiner Arbeiten oft litt. Für seine Zeit war er einer der wenigen Ausländer, die so gute Sprachkenntnisse hatten und über so intensiven direkten Kontakt mit der Bevölkerung verfügten, Vorteile, die über einige Schwächen in seinen Werken hinweg sehen lassen, diese aber doch damals und eingeschränkt auch heute noch als wertvolle Informationsquelle zu China erscheinen lassen. Die Studie von Lutz umfasst 10 Kapitel. Das 1. Kapitel bietet einen Überblick über die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse im chinesischen Kaiserreich in der Zeit zwischen 1800-1850, in die der Anfang der protestantischen Chinamission fällt. Die protestantische Mission fällt zeitlich zusammen mit der imperialistischen Aggression der westlichen Mächte, die im Opiumkrieg ihren Höhepunkt findet. Die beiden folgenden Kapitel beschreiben den Werdegang Gützlaffs von seiner Geburt in der preußischen Provinz, seiner Ausbildung in den Niederlanden, seiner Bekehrung und Berufung zum Missionar sowie der Aussendung zunächst als Missionar einer holländischen Missionsgesellschaft nach Java. Das 4. Kapitel behandelt seine Tätigkeit als unabhängiger Missionar entlang der chinesischen Küste und seine Verbindung mit dem Opiumhandel sowie seine Tätigkeit als Dolmetscher und politischer Agent der britischen Kolonialmacht. Kapitel 5 beschreibt die Tätigkeit Gützlaffs in seiner Rolle als Publizist und Agitator für die Belange der Mission, der in einer Vielzahl von Publikationen in Europa die Entwicklungen nachzeichnet, die China durchmacht und die nach seiner optimistischen Einschätzung so großartige Perspektiven für die christliche Mission eröffnen. Im 6. Kapitel stellt LUTZ den Beitrag Gützlaffs auf dem Gebiet der Bibelübersetzung in die chinesische Sprache vor, die bei der zentralen Stelle, welche die Bibel in der protestantischen Mission einnimmt, von großer und auch bleibender Bedeutung war. In diesem Zusammenhang referiert sie auch die Auseinandersetzungen, die sich um die Frage der adäquaten Übersetzung zentraler christlicher Termini, wie des Gottesnamen, der Bezeichnung für den Heiligen Geist, der Bekehrung u.a., in die chinesische Sprache entzündeten. Zugleich gibt sie einen Überblick über die verschiedenen Traktate, die Gützlaff schrieb und die er in großer Zahl in den Küstenstädten, aber auch im Innern Chinas verbreiten ließ. Das 7. Kapitel befasst sich mit der Frage der Missionsmethode, die Gützlaff verfolgte. Anders als die Jesuitenmission, die auf eine Bekehrung der Eliten, d.h. »von oben nach unten«, zielte, verfolgte Gützlaff den Ansatz mit einer einfachen Präsentation der christlichen Botschaft schnelle und zahlreiche Bekehrungen zu erzielen. Die neuen

Konvertiten sollten danach möglichst bald selber zu Missionaren werden. Mit der Gründung der »Chinesischen Union«, d.h. einer Gruppe von chinesischen Konvertiten, die er in Schnellkursen zu selbständig agierenden Missionaren ausbildete, verfolgte er das ehrgeizige Ziel, ganz China für das Christentum zu gewinnen, ein Ziel, das er als in »einer Generation erreichbar« nannte. Gützlaff selber berichtete in begeisterten Schilderungen von den »Erfolgen« der von ihm ausgebildeten Mitglieder der »Chinesischen Union« in seinen Berichten nach Europa. Verbunden mit dem Setzen auf einheimische chinesische Missionare, die das Werk der Evangelisierung realisieren sollten, war eine scharfe Kritik an den westlichen Missionaren, die nicht bereit waren, chinesische Lebensart und Kleidung anzunehmen, sondern die Ausländer blieben, die oft herablassend von den Lastern der Chinesen sprachen, die Echtheit ihrer Bekehrung zum Christentum anzweifelte und ihnen die Befähigung, selber als Missionare tätig zu werden, absprachen. Gützlaff fühlte sich keiner kirchlichen Gemeinschaft verpflichtet und hatte als Ziel seiner Missionstätigkeit ausschließlich die Gewinnung von Christen zum Ziel, ohne diese in eine kirchliche Organisation eingliedern zu wollen. Seine Kritiker warfen ihm vor, eine minimalistische Theologie zu verbreiten und seine Schüler nur unzureichend mit der christlichen Lehre vertraut gemacht zu haben, so dass diese auch nur wenig oder gar nicht in der Lage waren, ein authentisches Christentum weiterzugeben. Die Kritiker, vornehmlich aus den Reihen anderer Missionsgesellschaften wie z.B. der London Missionary Society, bezweifelten ebenfalls die Zahlenangaben der von Mitgliedern der »Chinesischen Union« getauften Chinesen. Auch wurde die moralische Integrität von Mitgliedern der Chinesischen Union von den Kritikern in Frage gestellt, da einige von ihnen opiumabhängig waren, andere nie Missionstätigkeiten ausgeübt und wieder andere Traktate und Bibeln zunächst zum eigenen Vorteil verkauft hätten, um sie später von Gützlaff wieder zurückkaufen zu lassen. Die Kontroverse um die »Chinesische Union« erreichte ihren Höhepunkt auf einer fast einjährigen Europareise, die Gützlaff in fast alle europäischen Länder brachte. Sein persönliches Auftreten und seine begeisternden Berichte verfehlten zunächst ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht. Gützlaff war erfolgreich in der Gründung einer Vielzahl von Unterstützungsgruppen für die Mission in China, die allerdings meist nur sehr kurzlebig waren. Allerdings überwogen nach einer Weile doch die Auswirkungen der negativen Berichte, die aus China über das Wirken Gützlaffs und seiner »Chinesischen Union« nach Europa kamen. Der Zwiespalt zwischen den Berichten Gützlaffs und der tatsächlichen Verhältnisse in China wurde immer größer, und die Zweifel an Gützlaffs Glaubwürdig-

keit wuchsen entsprechend. Nur wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Europa nach China ist Gützlaff am 9. August 1851 gestorben. Die »Chinesische Union« löste sich wenig später auf. Eine Reihe von Historikern der chinesischen Missionsgeschichte sprechen daher von einem Scheitern des Wirkens Gützlaffs als Pionier der protestantischen Mission in China. LUTZ ist anderer Ansicht und weist daraufhin, dass die Gründung der Hakka-Kirche wesentlich auf das Wirken von Gützlaff zurückgeht, was sich daran zeigt, dass auch heute die Hakka-Christen das Andenken an ihn in hohen Ehren halten. Eine andere bleibende Frucht des Wirkens von Gützlaff ist sein Verdienst, die deutschen Missionsgesellschaften der Berliner Mission, der Barmer und der Basler Mission inspiriert und ihr Interesse an der Chinamission geweckt zu haben. Im 9. Kapitel untersucht LUTZ den Beitrag Gützlaffs auf die heterodoxen chinesischen Gruppierungen, allen voran auf die Taiping-Rebellion und die Triaden. Im Schlusskapitel versucht LUTZ, die Person Gützlaff unter der Fragestellung: »Pfarrer oder Pirat, Scharlatan oder Genius?« in ihrer Komplexität zu beschreiben und zu analysieren. Als ein bleibendes Vermächtnis von Gützlaffs Wirken nennt sie die Gründung unabhängiger chinesischer Kirchen, die Gützlaff nicht unmaßgeblich gefördert hat. Als Beispiel nennt sie die »Jesus Familie« (*Jesus Family*), die »Wahre Jesus Kirche« (*True Jesus Church*), die »Versammlungshalle« (*Assembly Hall*) und die »Kirche Christi in China« (*Church of Christ in China*), die zusammen 1949 ca. 25% der protestantischen Christen in China ausmachten. Daneben geht sie der Frage nach, inwieweit Gützlaff als ein Beispiel des europäischen Missionars gesehen werden kann und muss, der zu eng mit den imperialistischen Mächten zusammengearbeitet hat. Auch wenn LUTZ versucht, ein differenziertes Bild zu zeigen, bleibt doch die Doppelrolle Gützlaffs als Missionar und aktiver Mitarbeiter und Beamter der britischen Kolonialmacht, die Schatten auf sein Wirken wirft. LUTZ schließt: »Mögen Gützlaffs wahrer Charakter und Persönlichkeit auch ein Rätsel bleiben, so sind doch seine Rolle, das Interesse an China und der China-Mission im Westen zu wecken und seine Stellung im Zentrum der chinesisch-westlichen Beziehungen in den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts eindeutig klar. Es fällt schwer, die Geschichte dieser Zeit ohne ihn zu verstehen.« (S. 332). Auf den Seiten 333-358 findet sich eine ausführliche Bibliographie und ein Index von Personen, Orten und Sachen auf den Seiten 359-364.

Jessie Gregory LUTZ ist es gelungen, die Persönlichkeit von Karl Friedrich August Gützlaff in ihrer ganzen Komplexität zu zeigen und sein Wirken in die Zeitgeschichte zu verankern. So gibt die Lektüre Einblick in die Anfänge der protestantischen Mission in China, zeigt ihre Verknüpfung und auch Ver-

strickungen in diese Periode der imperialistischen Angriffe des Westens auf das zu dieser Zeit so schwache »Reich der Mitte«. Zugleich versucht sie das bleibende Vermächtnis und die Auswirkungen dieser missionarischen Anstrengungen der frühen protestantischen Mission auf die kirchliche Situation in der VR China heute aufzuzeigen.

Georg Evers / Aachen

Matondo-Tuzizila, Simon

Afrikanisches Christentum – Anspruch und Theologie. Ein Beitrag zum Verhältnis von Offenbarung und Kontext

(THEOS. Studienreihe Theologische Forschungsergebnisse 83)

Kovač-Verlag/Hamburg 2008, XX + 658 S.

»Wie ist innerhalb der christlichen Erfahrung die Kohärenz von real-geschichtlicher Erfahrung und christlicher Identität zu begreifen?« (7) Mit dieser Kernfrage leitet Verfasser dieser Studie, die 2004 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck als Dissertation im Fachbereich Fundamentaltheologie eingereicht wurde, seine Auseinandersetzung mit dem afrikanischen Christentum ein. Besagte »Kohärenz« erweist sich als anspruchsvolles Vermittlungsgeschehen, das vom »Prinzip der doppelten Treue« (13) her – dem hermeneutischen Grundkriterium dieser Arbeit – als Herausforderung zu begreifen ist, als *Afrikaner Christ zu sein*. Wer diese Feststellung für banal hält, wird durch diese Untersuchung eines Besseren belehrt und mittels eines ebenso differenzierten wie engagierten Diskurses in Grundfragen gegenwärtiger afrikanischer Theologie eingeführt.

Auf dem Hintergrund einschneidender historischer Erfahrungen, zu denen vor allem der Sklavenhandel und der Kolonialismus gehören, ergab sich für die Schwarzafrikaner eine »bis heute unbewältigte Zerrissenheit« (137), was ihre kulturelle und religiöse Identität anbelangt. Von daher ist die Rolle der »Afrikanischen Unabhängigen Kirchen« (AUK) zu verstehen, deren Proklamation eines »afrikanischen Christentums« sich als »grundsätzliche Unvereinbarkeit mit den Entfremdungen umschreiben [lässt], die den Kontext bilden, in dem die Afrikaner den christlichen Glauben angenommen haben« (168). Der Bruch mit der »Religion der Weißen« hat das Bekenntnis zu einem »Gott der Schwarzen« als Konsequenz: »Das ›Grunddogma‹ der AUK ist die Andersartigkeit ihres Gottes« (169), bringt Vf. diesen Neuanfang auf den Punkt. Doch diese Position wird dem Prinzip der »Treue zum Christentum« und der »Treue zum Afrikanersein« (189) nicht gerecht, weil afrikanisches Christentum – als *authentische*, nichtkoloniale Glaubensform – an den konkreten historischen Lebenskontext gebunden ist und als